

Eine Frau fürs Leben

Zum Tod von Teofila Reich-Ranicki

Marcel Reich-Ranickis Autobiografie *Mein Leben* endet mit einer Liebeserklärung an seine Frau Teofila. In den letzten Zeilen zitiert er aus Hofmannsthals *Rosenkavalier*: »Ist ein Traum, kann nicht wirklich sein, / daß wir zwei beieinander sein.« Jetzt, nach mehr als sieben Jahrzehnten gemeinsamen Lebens, ist dieser Traum zu Ende gegangen, und niemand kann ermessen, was der Tod seiner Frau für Marcel Reich-Ranicki bedeuten muss. Denn es war ja keine normale Ehe, die beide miteinander verband, und selbst die Bezeichnung »eine glückliche Ehe« wäre unzureichend. Sie lernten sich unter den traurigsten Umständen in Warschau kennen. Ihr Vater, ein angesehener und beliebter Fabrikant aus Łódź, hatte sich eben, aus Gram über die Enteignung und die Misshandlungen seitens der deutschen Besatzer, mit seinem Gürtel erhängt. »Jetzt saß ich neben ihr«, so erzählt Reich-Ranicki in seinem Buch, »neben Teofila Langnas, die ihrem ein wenig präntentös klingenden Namen das schlichte Diminutiv Tosia vorzog. So unvergleichlich unsere Situation – wir waren ihr beide nicht gewachsen, wir waren beide überfordert. Sie wusste seit zehn Minuten, daß sie keinen Vater mehr hatte. Sie weinte, sie konnte nichts sagen. Und ich, was sollte ich einem Mädchen sagen, das sich vor zehn Minuten vergeblich bemüht hatte, ihren Vater vom Gürtel loszuschneiden?«

So kamen sie einander näher und blieben zusammen; und hielten zusammen im Warschauer Ghetto und auf der Flucht und in ihrem erbärmlichen Versteck; im befreiten Polen und während des diplomatischen Dienstes in London; schließlich auf dem Weg nach Frankfurt, Hamburg und wieder Frankfurt. Wer sich diese Lebens- und auch Leidensgeschichte vor Augen hält, der wird nicht fragen, ob sie »die Frau an seiner Seite« war, so wie es von Gattinnen berühmter Männer manchmal gesagt wird.

NACHRUF



Teofila Reich-Ranicki
* 12. März 1920
† 29. April 2011

Auf die Frage, welche Rolle Marcel spielte, antwortete sie einmal: »Er ist der Chef, aber ich nehme das nicht so ernst.«

Ernst aber nahm sie seine Leidenschaft für die Literatur, für die Musik, und wenn sie oft schweigend dabei saß und sich für nichts außer ihre Zigarette zu interessieren schien (sie war ja, was das Rauchen anbelangt, geradezu das Pendant zu Helmut Schmidt), dann konnte es passieren, dass sie irgendeine Jahreszahl, irgendeinen Namen, die Marcel oder den anderen entfallen waren, blitzschnell in die Runde warf, und leicht kam es vor, dass sie sich mit einer knappen, sarkastischen Bemerkung überraschend am Gespräch beteiligte und ihr heiseres Lachen anstimmte, das eine frohe Stimmung verbreitete.

Besuchern und Freunden begegnete sie mit Herzlichkeit und Anteilnahme. Sie war wohl alles in allem versöhnlicher und weiser als er. Sie wird nicht nur ihm fehlen, sondern allen, die ihr je begegnet sind. Trost mag Reich-Ranicki darin finden, dass die Familie fortlebt, im Sohn Andrew, dem berühmten Mathematiker, und in seiner Enkeltochter.

ULRICH GREINER



Ein Taktstock wie eine Indianerfeder: Der Dirigent Robin Ticciati

Foto: Kammerer/Alstein (3); Chris Christodoulou

Im Kopf. Im Körper

Diesem erst 28-jährigen Dirigenten gehört die Zukunft: Robin Ticciati VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY

Der Kellner in Glasgows ehrwürdigen City Halls, einer Markthalle, wo einst Schafsmägen fürs schottische Nationalgericht Haggis über die Theke wanderten, gibt sich alle Mühe. Zwei Mal rumpeln wir mit dem Fahrstuhl hinauf und hinunter, wir irren Teppichbodengänge entlang, pochen an Türen. Nichts. Robin Ticciati, seit dieser Saison Chefdirigent des Scottish Chamber Orchestra, bleibt wie vom Erdboden verschluckt.

»What's is name?«, fragt der Kellner schließlich, und man kann es ihm kaum verübeln, mögen rund ums Haus auch noch so viele Banner mit Ticciatis Konterfei flattern. Denn vielleicht hat sich Robin, das Rotkehlchen, tatsächlich aus dem Staub gemacht. In lichte, tirilierende Höhen. Um eine Musik ganz zu begreifen, sagt Ticciati, müsse man die Welt verlassen. Manchmal, wenn er dirigiert und seine Ellbogen dieses sauber ausgezirkelte Trapez formen, das so typisch ist für ihn und etwas von der Ängstlichkeit seiner Jugend verrät, sieht es aus, als wolle er die Schwerkraft verdoppeln, sich erden, um nur ja nicht abzuheben.

Bald darauf ist das Rätsel gelöst. Ticciati hat sich in eine andere Garderobe verfügt, hat die Vorhänge zugezogen, ein paar Sofapolster auf dem Boden ausgebreitet und sich aufs Ohr gelegt. Nur drei Stunden Schlaf in der Nacht zuvor, das ist nicht viel für ein so krachend waches Werk wie Haydns Sinfonie »mit dem Paukenschlag« oder für Strawinskys *Orpheus*-Ballettmusik, die er als Pastorale der Unterwelt intoniert, aufreizend mürrisch und verhangen geradezu. Auf der schabigen Kommode im Künstlerzimmer stapeln sich die Partituren des Abends, zuoberst, wie eine Indianerfeder, der Taktstock. Jeder andere Mensch würde, derart unsanft geweckt, erst einmal zu sich kommen wollen. Ticciati fährt sich nur kurz durch den Lockenschopf und schlüpft in ein frisches Hemd. »Sie sind tatsächlich nach Schottland gekommen, fantastisch, warten Sie, ich hole Ihnen ein Glas

Wasser, es macht doch nichts, wenn es aus dem Hahn kommt und ein bisschen warm ist?«

Schon steckt man mittendrin im Gespräch: über das Geizen mit dem Vibrato, die Grammatik des eigenen Körpers, in den Ritualen des Alltags und der Tatsache, dass es nicht nötig ist, vor der *Fledermaus*-Ouvertüre fünf Espresso zu trinken. »Ich muss den Klang im Kopf haben, das ist alles.« Man dirigiere nun einmal nicht mit den Händen. Ticciati spricht schnell und bildhaft, registriert seismografisch jedes Stirnrunzeln seines Gegenübers, jeden Schnaufer. Dieser Schlacks mit dem lachenden Bernstein-Blick hat einen solchen Weltmusik-Hunger und -Verstand, dass ihm bisweilen gar nichts anderes übrig bleibt, als die Vorhänge zuzuziehen und die Türen abzuschließen.

Er stürzt sich nicht hinein, er hält Abstand zum Orchester

Freimütig bekennt Ticciati, kein Vieldirigierender sein zu wollen. Zwischen seinen Verpflichtungen in Schottland und als erster Gastdirigent bei den Bamberger Symphonikern, als Freelancer von Rotterdam über Göteborg bis Mailand braucht er regelmäßige Auszeiten. Und nimmt sie sich, erstaunlich genug. Dann sitzt er in Cornwall und schaut aufs Meer, stundenlang, lauscht der Natur. Sein Leben, fügt Ticciati hinzu, habe so viel Fahrt aufgenommen, dass er akribisch planen müsse, um nicht die Balance zu verlieren. Dass er diesen Sommer in Glyndebourne *Don Giovanni* dirigiert und in Salzburg die Wiederaufnahme des *Figaro*, ist nur ein Beispiel für eine geglückte Synergie. Das Repertoire leben, nennt Ticciati das, vier Monate lang mostly Mozart. Und der Bernstein funkelt. Ticciatis Enthusiasmus, wird Roy McEwan, der freundliche Direktor des SCO, später ergänzen, sei auch anstrengend. Weil er niemals versiege und man selbst nie damit Schritt halten könne.

Robin Ticciati, 1983 in London als Nachfahre italienischer Einwanderer geboren und von Mu-

sikern wie Colin Davis und Simon Rattle früh gefördert, hat Schlagzeug, Geige und Klavier studiert, später Musikwissenschaft in Cambridge. Mit 15 fängt er an zu dirigieren, richtig gelernt, im orthodoxen Sinn, hat er das nie. Alles eine Frage der Imagination, des Geistes – und wer's im Kopf hat, hat's auch im Körper?

Proben mit den Bamberger Symphonikern ein paar Wochen zuvor zeigen etwas enorm Tröstliches: dass dieses Entwicklungspotenzial keineswegs ausgeschöpft ist. Neben dem Venezolaner Gustavo Dudamel, dem Kanadier Yannick Nézet-Séguin und dem Deutschen David Afkham gilt Ticciati als große Nachwuchshoffnung. Anders als die Kollegen aber stürzt er sich weniger ins Orchester hinein, sondern hält Abstand. Kreuzt die Unterarme in Herzhöhe, spannt das Trapez, spreizt die Finger, um durchlässig zu sein für das, was kommt.

Das Ergebnis ist – wenigstens im romantischen Bereich, bei Schumann und Brahms – phänomenal. Ticciati evoziert mit den Bambergern einen Sound, in der *Genoveva*-Ouvertüre, im *Gesang der Parzen*, wie er voller, tiefer, ja »deutscher« und gleichzeitig durchsichtiger und lebendiger nicht sein könnte. Es gehe nicht darum, aus Bananen Äpfeln zu machen, feixt Ticciati und schlendert am lieblichen Ufer der Pegnitz seinem Mittagessen entgegen (*»I need food, I need fuel!«*). Was er meint: Dass das Sinfonieorchester sehr wohl etwas vom Kammerorchester lernen könne, ein Gespür für Rhetorik, eine Flinkheit. Und umgekehrt profitieren auch die Schotten von den Franken, was wohl lautende Phrasenenden und überhaupt mehr Mut zur Seele angeht. Dass Klang und Klangrede sich nicht nur nicht ausschließen, sondern gegenseitig erhellen, dafür steht Robin Ticciati derzeit wie kein Zweiter ein. Wenn er zu finden ist.

Beim Glyndebourne-Festival dirigiert Ticciati vom 21. Mai an eine *Don Giovanni*-Produktion. Im Sommer ist er zu Gast bei den Salzburger Festspielen.

Das Letzte

Die grüne Wende der Republik bietet Anlass zu Sorge. Droht nun, fragt die *Welt*, eine ästhetische Umweltkatastrophe? Machen die Grünen unser schönes Deutschland so hässlich wie den Mond? »Die ersten Nutzer von Solarenergie haben mit missionarischem Eifer jene Häuser ruiniert, die ihnen ihre fleißigen Eltern vererbt haben«, empört sich die *Welt*. Sind die Grünen in Wirklichkeit also gar keine Grünen, sondern grün lackierte Kommunisten, die unser Land in eine Hölle der Gleichheit verwandeln wollen? Tatsächlich, so hat die *Welt* herausgefunden, fördern die Grünen den »Rückfall ins Egalitäre«, sie schaffen die »Produktivkraft der Ungleichheit« ab. Unter Bundeskanzler Joschka Fischer wird das deutsche Volk ohne Ausnahme in naturbelassenem Sackklein herumlauten. Jeder Bürger muss bis an sein Lebensende Fahrradhelme aus hart getrockneten Maiskolben tragen, überall, draußen und drinnen, Tag und Nacht, auch im Liegen. Neugeborene werden mit kratzbürstigen Jutewindeln aus ökologischem Anbau zwangsgewickelt, und noch bevor sie ihrer Mutter auf den Bauch gelegt werden, bekommen sie ein »Atomkraft? Nein danke« eintätowiert. In Zuffenhausen, wo Porsche heute noch peilschnelle Autos produziert, richten Grüne ein Umerziehungslager ein, in dem Öko-Dissidenten unter der Peitsche von Claudia Roth hölzerne Fahrradanhänger für die grüne Drei-Kind-Standardfamilie zusammenschrauben. Damit kein Missverständnis entsteht: Dies ist kein Plädoyer für Atomkraft. Wenn ein Reaktor durchbrennt, dann ist das ein bedauerlicher Schicksalsschlag, auch wenn die Geschichte der Menschheit randvoll ist mit Schicksalsschlägen. Aber ein Leben ohne Risiko gibt es nicht! Deshalb fordern wir, dass zuerst in den Premium-Bundesländern wie Hessen und Bayern die Atomkraftwerke abgeschaltet werden. In diesen Ländern wohnen die Leistungsträger. Dagegen sollten Atomkraftwerke in Verliererländern wie Schleswig-Holstein entsprechend länger laufen. Alles andere wäre ein »Rückfall ins Egalitäre«. Warum sollen Leistungsträger, die in ihrem Leben fleißiger waren als andere, demselben Strahlenrisiko ausgesetzt sein wie Verlierer, Warmduscher und Taugenichtse? Freiheit heißt: Jeder Bürger darf selbst entscheiden, ob er leicht verstrahlt in der sozialen Hängematte durch den Tag schaukelt oder sich zu den strahlenbelastungsfreien Premium-Bundesländern hocharbeitet. Leistung muss sich wieder lohnen!

FINIS

WÖRTERBERICHT

Funktioniert

Von den schönen Künsten ist schon lange nicht mehr die Rede. Die Kunst soll irritieren, dafür ist das Schöne zu süffig. Wer Kunst-Smalltalk macht, wird ein Kunstwerk nie schön nennen. Er wird überhaupt vermeiden, das Kunstwerk durch ein Adjektiv zu charakterisieren. Die offizielle Formel, mit der man Kennerschaft zeigt, lautet: »Es funktioniert.« Das ist der Abschied vom Essentialismus und vom Wahrheitsanspruch: Im Kunstwerk bewundern wir nicht mehr eine Seinsenschaft, stattdessen stößt der Künstler einen Prozess an, der mit dem Rezipienten irgendetwas macht, und dieser meldet im günstigen Fall ästhetischen Vollzug, indem er mitteilt: »Also ich finde, es hat funktioniert.« Ob das, was da funktioniert, richtig, gut oder schön ist, ist eine Frage von gestern. IJOMA MANGOLD

www.zeit.de/audio

+++ 6. Mai: Verleihung des Egon-Erwin-Kisch-Preises 2011 für die beste Reportage +++

Die besten ZEIT-Reportagen aus 65 Jahren

Persönlich, bewegend, preisgekrönt: Entdecken Sie die besten ZEIT-Reportagen aus 65 Jahren in einem Buch, reich bebildert und vielfach mit Journalistenpreisen ausgezeichnet. Erleben Sie historische Großereignisse und nahegehende Einzelschicksale auf 520 Seiten. Sichern Sie sich Ihr Exemplar im exklusiv ausgestatteten Großformat mit Schutzumschlag und Lesebändchen für nur 49,95 €. Abonnenten erhalten 5,- € Sonderrabatt und sparen zusätzlich die Versandkosten von 4,95 €!

★★★★★

»Das Buch ist lebendige Zeitgeschichte in Streiflichtern und von daher unbedingt lesenswert. Zugleich ist es blendend geschriebener Journalismus.« Kundenbewertung von Heinz Rast, Mannheim, 07. April 2011

Die Themengebiete:

- Deutschland
- Ausland
- Lebensgeschichten
- Wirtschaft



Theo Sommer bereist 1960 die deutsch-deutsche Grenze



Die Niederschlagung des Prager Frühlings



Zwischen Kind und Teenager – über die ersten großen Gefühle



Günther Wallraff – undercover in einer Brötchen-Fabrik

Maße: 22 x 29,1 cm

Im Buch blättern unter: www.zeit.de/shop

Genießen Sie DIE ZEIT

Bestellnummer 5298 A/5299 • Werbebarcode BR 3433

Ja, ich bestelle »Die besten Reportagen aus 65 Jahren ZEIT-Geschehen«.

Bitte liefern Sie mir »Die besten Reportagen aus 65 Jahren ZEIT-Geschehen« für nur 49,95 €. Als Abonnent zahle ich nur 44,95 € und spare zusätzlich die Versandkosten von 4,95 €. Preise nur im Inland gültig. Auslandspreise auf Anfrage.

Bitte schicken Sie mir _____ Exemplare.

Name, Vorname	
Straße/Nr.	
PLZ/Wohnort	
Telefon	E-Mail

Ich bin Abonnent und bestelle zum Vorteilspreis.
 Ich zahle bequem per Bankinzug.
 Ich zahle per Rechnung.

Geldinstitut	
Kontonummer	Bankleitzahl

Ja, ich möchte von weiteren Vorteilen profitieren. Ich bin daher einverstanden, dass mich DIE ZEIT ONLINE per Post, Telefon oder E-Mail über interessante Medienangebote und kostenlose Veranstaltungen informiert.*

Datum _____ Unterschrift _____

*Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen. Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden 14 Tage ohne Begründung beim ZEIT-Shop in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung meiner Nachricht.

ZEIT-Shop, 74569 Blaufenken

☎ 040/32 80 101 ☎ 040/32 80 1155

🌐 www.zeit.de/shop @ zeitshop@zeit.de